



DAVID JACKSON

„

TÖTE FÜR
MICH

Töte für mich

David Jackson

Töte für mich

Thriller

Aus dem Englischen
von Annette Nau

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Cry Baby* bei CreateSpace
Independent Publishing Platform.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2014 by David Jackson
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Annette Nau

Umschlaggestaltung: Jarzina kommunikationsdesign, Holzkirchen
Umschlagmotiv: mauritius images, Mittenwald (© Robin Beckham / BEEPstock / Alamy);
Getty Images, München (© David Oxberry)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-051-8

2019 2018 2017 2016
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Dienstag, 4. Januar

22.21 Uhr

Sie wacht auf, weil die Stimme in ihrem Kopf es so will.

»Wach auf, Erin. Komm schon, Zeit zum Aufstehen.«

Ihre Lider heben sich flatternd, sie blinzelt ein paar Mal. Es kommt ihr vor, als würde sie durch dichten Nebel blicken.

Licht. Es ist hell hier drin. Ist schon Tag? Nein – es handelt sich um ein stumpfes, künstliches Licht.

Sie merkt, dass sie an die Decke starrt, die meilenweit entfernt zu sein scheint. Es kommt ihr vor, als hätte sich ihr Zimmer ausgedehnt. Ist es überhaupt ihr Zimmer? Mit Mühe dreht sie ihren Kopf ein kleines Stück. Es fühlt sich an, als wäre ihre Wirbelsäule versteinert und könnte zerbrechen, sobald sie ihren Hals dreht. Sie sieht Möbelstücke – eine Kommode, einen Schrank, ein Nachttischchen. Die Kanten sind verschwommen und scheinen zu zittern, aber die Möbel kommen ihr bekannt vor.

Warum schwanken sie so? Was ist mit mir passiert?

»Erin, bist du wach?«

Diese Stimme. Woher kommt sie? Bin ich wirklich wach? Oder träume ich noch?

Und dann fühlt es sich plötzlich an, als würde sie in ein schwarzes Loch gezogen. Tief in ihrem Bauch tut sich etwas auf und verschlingt den Rest ihres Körpers. Das Zimmer dreht sich. In ihrem Kopf fängt es an zu hämmern. Sie will gleichzeitig schreien und sich übergeben.

Weil sie sich erinnert.

Es trifft sie wie die Druckwelle einer Explosion. Sendet eine Schockwelle durch ihren Körper, die sie in die Luft zu heben und wieder aufs Bett zurückzuschleudern scheint.

Adrenalin flutet durch ihre Blutbahnen und reißt sie aus ihrer

Lähmung. Sie dreht ihren Kopf, um die andere Seite des Zimmers zu inspizieren. Sie weiß, was sie sehen will, doch sie hat Angst, es nicht zu entdecken.

Georgia. Meine liebe kleine Georgia.

Das Bettchen hat Latten aus Holz an der Seite, doch das Licht ist zu schummrig, verdammt, und sie kann mit ihrem vernebelten Blick nicht erkennen, was sich dahinter verbirgt. Es ist auch nichts zu hören, aber Georgia könnte schlafen, bitte, lass sie schlafen. Erin schwingt ihre Füße über die Bettkante und setzt sie auf den Boden. Zuerst ist sie überrascht, dass sie Schuhe trägt und komplett angezogen ist, aber die furchtbaren Erinnerungen verraten ihr den Grund und empfehlen ihr, sich auf das Schlimmste gefasst zu machen. Und jetzt fängt sie an zu weinen, noch bevor sie es gesehen hat, weil sie es weiß. Sie weiß, was sie vorfinden wird. Mit ihren Armen, die sich anfühlen, als wären sie aus Pudding, stemmt sie sich vom Bett hoch, und als sie steht, scheint der Boden sich zu neigen, erst nach rechts, dann nach links, wie auf einem Boot, das von einem Sturm hin und her geworfen wird. Doch sie muss es bis zu dem Bettchen schaffen, muss sich vergewissern, dass mit ihrem Schatz alles in Ordnung ist, und während sie durch das Zimmer taumelt, blinzelt sie, versucht, die Tränen wegzublinzeln und den Nebel, der ihren Blick immer noch trübt, und endlich gelangt sie zum Bettchen, stützt sich auf das Gitter, während sie ihren Blick senkt und ihre Hand hineinstreckt, und ihre Finger finden ...

... nichts.

Die Decke ist unbenutzt. Grausam kühl und glatt.

»GEORGIA!«

Sie brüllt den Namen, als würde sie damit rechnen, dass ihre Kleine angerannt käme oder zumindest antwortete, obwohl sie gerade mal sechs Monate alt ist. Doch in Erins Kopf ist kein Platz für logische Gedanken. Der Nebel löst sich auf, nur um einer blinden Panik Platz zu machen.

»Erin! Hör mir zu!«

Immer noch diese Stimme. Sie kann nicht ausmachen, woher

sie kommt, aber das kümmert sie im Moment wenig. Im Moment zählt nur eine einzige Person, sonst nichts. Nichts auf der Welt ist wichtiger.

Wimmernd dreht sie sich um und lässt ihren Blick durch das Zimmer schweifen, während sie sich verzweifelt bemüht, eine Erklärung zu finden. Sie versucht sich einzureden, dass ihre Tochter es irgendwie geschafft hat, aus dem Bettchen zu entwischen, und sich irgendwo in der Nähe versteckt, auch wenn Erin weiß, dass das unmöglich ist, auch wenn sie weiß, was ihrem Baby zugestoßen ist. Sie will es nicht wahrhaben.

Doch genau so ist es, oder? Ich weiß, was ihr zugestoßen ist. Ich weiß es, ich weiß es, ich weiß es. Aber bitte lass es nicht wahr sein. Bitte!

Sie reißt die Tür auf und stolpert ins Wohnzimmer, während ihre Augen verzweifelt Ausschau halten, und sie erblickt den Kinderwagen drüben an der Wohnungstür. Mit wackligen Knien nimmt sie Kurs auf den Wagen. Tränen strömen über ihre Wangen, weil sie auch jetzt weiß, was sie vorfinden wird. Und während sie den Wagen zu sich dreht und in seine Leere starrt, entweicht ein Schmerzensschrei ihren Lippen.

»Erin, stopp! Hör mir zu!«

Sie kreischt wütend auf, um die Stimme zu übertönen, dann rennt sie in die Küche. Die Küche ist winzig, und sie sieht auf den ersten Blick, dass sie leer ist. Als Nächstes versucht sie es im Badezimmer. Reißt den Duschvorhang zur Seite, nur um sicherzugehen. Man weiß ja nie. Nach allem, was geschehen ist, kann man einfach nichts wissen.

Zurück ins Wohnzimmer. Noch ein Raum ist übrig. Das zweite Schlafzimmer, wo sie den ganzen Babykram aufbewahrt, weil in ihrem eigenen Schlafzimmer kein Platz dafür ist. Hier sind die vielen Kuscheltiere, die Windeln, der Windeleimer, der Wickeltisch, Kleider, viele Kleider, und alle möglichen Cremetuben und -tiegel, Puderdosens und Medikamente ...

... aber keine Georgia.

Sie ist nicht da. Sie ist nicht in dieser Wohnung. Erin weiß das

schon die ganze Zeit. Das hier ist kein Traum. Es ist echt. Ihre Welt wurde ihr genommen, und sie weiß nicht, was sie dagegen tun soll. Wie findet man ein Baby? Wo zum Teufel fängt man an, nach einem Baby zu suchen?

Ihre Beine geben nach, sie sinkt zu Boden. Lässt ihre Qual und ihre Wut in lang gezogenen Schmerzensschreien heraus.

»Erin, kannst du mich hören?«

Diese verdammte Stimme. Warum höre ich sie immer noch? Was soll das?

Erin hält sich die Ohren zu.

Und da fühlt sie es.

Den Ohrstöpsel. In ihrem rechten Ohr. Wenn sie nicht so in Panik gewesen wäre, wenn sie nicht gerade erst aus ihrem Drogennebel aufgetaucht wäre, hätte sie ihn schon längst bemerkt.

Sie zieht ihn heraus und starrt ihn an. Versucht zu verstehen. Wer hat ihr diesen Stöpsel ins Ohr gesteckt? Und warum?

Der Mann, der mir meine Kleine genommen hat?

Bilder tauchen in ihrem Kopf auf. Wie sie heute Abend um etwa sieben Uhr von der Drogerie zurückkam. Sie hatte eine Tube Wundschutzcreme und ein neues Lätzchen für Georgia gekauft. Sie hatte an der Wohnungstür innegehalten und in ihrer Handtasche nach dem Schlüssel gewühlt. Als sie ihn endlich gefunden hatte, hatte sie die Tür aufgeschlossen und weit geöffnet, um den Kinderwagen über die Schwelle zu schieben.

Sie hatte nichts gehört. Der Angreifer war von hinten gekommen und hatte sich in Sekundenschnelle auf sie gestürzt. Er musste sich in einem dunklen Eck im Flur versteckt gehalten und auf sie gewartet haben. Ja, jetzt erinnert sie sich. Der Geruch. Der chemische Geruch des Tuchs, das über ihren Mund und ihre Nase gehalten wurde. So fest, dass sie glaubte, sie würde ersticken. Sie musste einatmen, konnte nichts dagegen tun. Musste tief Luft holen, Sauerstoff einsaugen. Und mit ihm die giftigen Dämpfe. Sie spürte, wie sie ihr in der Kehle brannten, und sie erinnert sich, wie sie das Bewusstsein verlor, an den langen Fall in die Finsternis.

Das war vor, hm, ungefähr zwei Stunden? Zwei Stunden, in

denen ihr Angreifer alles Mögliche hätte klauen können. Geld, den Fernseher, was auch immer.

Aber er hat sich für mein Baby entschieden. Warum musste er mein Baby nehmen?

Sie starrt auf den Ohrstöpsel. Weiß, dass sie ihn wieder ins Ohr stecken muss. Es könnte Georgias einzige Chance sein.

Zögernd führt sie ihre Hand zum Ohr. Hört eine leise Stimme, als sich ihre Hand dem Ohr nähert. Als sie den Stöpsel ins Ohr steckt, wird die Stimme lauter und tiefer, und sie hört gerade noch das Ende eines Satzes: *»... in der Wohnung.«*

Sie öffnet den Mund, will etwas sagen, erkennt aber, wie lächerlich es klingen würde.

Sprich mit mir, denkt sie. Bitte sag mir, was mit Georgia ist.

»Erin, hast du gehört, was ich gerade gesagt habe?«

Ihr Mund öffnet sich wieder. Warum stellt er mir eine Frage? Wie soll ich mit ihm kommunizieren?

»Es ist okay, Erin. Du kannst sprechen. Ich kann dich hören.«

»W-was?«, sagt sie. »Hallo?«

»Hallo, Erin.«

Ihr Blick schießt im Zimmer umher. Wie kann es sein, dass er mich hört?

»Wo sind Sie?«

»Es spielt keine Rolle, wo ich bin, Erin. Du musst dich einfach beruhigen und mir zuhören.«

»Sie ... Sie haben meine Wohnung verwanzt.«

»Nein. Nur dich, Erin.«

Sie versteht nicht. Es ergibt keinen Sinn. Warum hält er sie so zum Narren?

»Was meinen Sie?«

»Steh auf, Erin. Geh zurück ins Wohnzimmer und setz dich hin. Du musst dich entspannen. Du musst dich konzentrieren.«

Aufstehen? Ins Wohnzimmer gehen? Wie kann er wissen, dass ich nicht stehe? Wie kann er wissen, in welchem Raum ich mich gerade befinde?

»Sie können mich sehen? Sie beobachten mich?«

»Tu einfach, was ich dir sage, Erin. Geh ins Wohnzimmer. Setz dich auf deine gemütliche Ledercouch.«

Sie verzieht ihr Gesicht. Sie will wieder losheulen. Er weiß so viel. Sie fühlt sich so bloßgestellt, so beschmutzt. Was will er noch von ihr?

»Mein Kind. Haben Sie mein Kind?«

»Alles zu seiner Zeit, Erin. Alles zu seiner Zeit. Tu einfach, was ich dir sage, und alles wird gut.«

Sie rappelt sich auf. Ihr Kopf ist immer noch benebelt und ihr ist übel, aber sie tut, was er von ihr verlangt. Sie geht zurück ins Wohnzimmer und bleibt vor der Couch stehen.

»Setz dich, Erin. Mach schon. Das ist keine Falle. Ich will dir nur erklären, was los ist.«

O Gott, er kann mich auch hier sehen.

Sie dreht sich um ihre eigene Achse und sucht die Wände nach Kameras ab. Wo sind sie?

»Erin, setz dich einfach hin. Bitte.«

Sie setzt sich auf die Couch.

»Gut, ich sitze.«

»Ja, ich weiß.«

»Wie können Sie das wissen? Wie können Sie mich hören und sehen?«

»Ich kann dich hören, aber ich kann dich nicht sehen. Ich sehe nur, was du siehst.«

»Was? Ich verstehe nicht.«

»Schau hinunter. Auf deine Jacke.«

Sie befolgt seine Anweisung. Schaut hinunter. Sie trägt eine kurze Wolljacke über einem langen braunen Rock und braunen Stiefeln. Die Jacke ist zugeknöpft, so wie sie es war, als sie heimgekommen ist.

Doch etwas ist anderes. Sie sieht es sofort.

Eine große Brosche. Ein aufwendig gearbeitetes, goldfarbenes Schmuckstück aus Metall, in dessen Mitte sich ein blauer Edelstein befindet. Sie dreht die Brosche zu sich, um sie besser sehen zu können.

»Hallo, Erin.«

Der Gruß verwirrt sie. »Was ...?«

»Das ist aber ein trauriges Gesicht. Dein Make-up läuft deine Wangen hinunter.«

Da begreift sie es plötzlich.

»Nein. Nein ...«

»Doch, Erin. Die Brosche enthält eine kleine Kamera und ein Mikrofon. So kann ich dich hören. So kann ich sehen, was du siehst. Mach deine Jacke auf.«

Einen Moment lang kann sie sich nicht bewegen. Ist das wahr? Ist so etwas tatsächlich möglich?

»Mach schon. Öffne deine Jacke.«

Langsam knöpft sie ihre Jacke auf und zieht sie auseinander. Sie sieht das Kabel, das aus der Rückseite der Brosche kommt, durch den Stoff ihrer Wolljacke führt und in der Innentasche verschwindet.

»Was siehst du, Erin?«

»Ein ... ein Kabel.«

»Schau in deine Tasche. Schau nach, wohin das Kabel führt.«

Sie greift in die Tasche. Ihre Finger berühren etwas Hartes. Sie nimmt es zwischen die Finger und zieht es heraus. Es ist ein Plastikkästchen, das am anderen Ende des Kabels festgemacht ist.

»Das Kästchen. Was ist das?«

»Ein batteriebetriebener Funksender. Jetzt steck ihn zurück in deine Tasche, Erin.«

Sie starrt auf das geheimnisvolle Kästchen. Was geht hier vor? Warum betreibt jemand solch einen Aufwand?

»Erin, hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Ja. Ich meine ... nein. Ich will das nicht. Ich will nicht, dass Sie mich ausspionieren. Warum sollte ich ...«

»Du willst dein Kind zurück, oder?«

Georgia. Er gibt es zu. Er hat meine Georgia.

»Sie haben sie mitgenommen.«

»Ja, ich habe sie mitgenommen. Sie ist süß. Kleine Grübchen, wenn sie lächelt. Genau wie ihre Mutter.«

Erins Gesicht verzerrt sich wieder. Nicht weinen. Verlier jetzt nicht die Kontrolle. Finde heraus, was er will.

»Warum? Warum haben Sie sie mir weggenommen? Sie ist erst sechs Monate alt. Sie braucht mich.«

»Ihr geht es gut. Ich habe Milchpulver. Ich habe Windeln. Alles, was sie braucht. Außerdem habe ich nicht vor, sie lange zu behalten.«

Eine Welle des Grauens durchläuft Erins Körper. »Was meinen Sie damit? Was haben Sie mit ihr vor?«

»Entspann dich. Ich werde sie dir zurückgeben. Das willst du doch, oder? Du willst Georgia doch wiederhaben, oder?«

»Ja. Ja. Bitte. Bringen Sie sie einfach zu mir zurück. Ich gebe Ihnen alles, was Sie wollen.«

»Alles?«

»Ja, alles. Wenn ich es besitze, können Sie es kriegen. Sagen Sie einfach, was.«

Sie hört ein leises Kichern. Es ist das Echo böser Gedanken. Aber sie bereut nicht, was sie gesagt hat. Sie will ihm wirklich alles geben. Ihren eigenen Körper, wenn es sein muss.

»Ich möchte nichts, was du besitzt, Erin. Ich will lediglich, dass du etwas für mich tust.«

Es wird etwas Schmutziges sein. Etwas Erniedrigendes. Aber das ist ihr egal.

»Ich tue es. Wenn Sie mir versprechen, dass ich mein Kind zurückhaben kann. Sie können mir mit Ihrer Kamera zusehen. Ich werde es für Sie tun.«

»Du weißt noch gar nicht, was es ist!«

»Dann sagen Sie es mir. Ich tue, was immer Sie wollen. Sagen Sie mir, was ich für Sie tun soll.«

Eine Pause entsteht. Sie dauert zwar nur wenige Sekunden, doch sie verleiht dem, was kommen wird, eine unheilvolle Bedeutung.

»Ich will, dass du jemanden tötest.«

22.23 Uhr

Herr und Meister über alles, was in seinem Blickfeld liegt. So sieht es zumindest Marcus Wilson. So klein es auch sein mag, das hier ist sein Herrschaftsgebiet. Er führt den Oberbefehl.

Sein Pult aus massivem Holz ist teuer und erhebt sich über den Rest des Raumes. Die Seiten des Tisches sind komplett mit Holz vertäfelt. Es fällt ihm leicht, sich vorzustellen, wie er als Kapitän auf der Brücke eines alten Segelschiffs steht und den Horizont beobachtet, während seine Männer sich damit abmühen, das Schiff durch die schwere See zu steuern.

Und diese See kann tatsächlich richtig schwer sein. Sie kann wüten und schäumen und brodeln. Doch Wilson lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Er hat alles im Griff. Er weiß genau, wie man dieses Schiff durch jeden Sturm lenkt. Er ist der Kapitän.

Na gut, eigentlich ist er Sergeant. Aber das reicht. Die Streifen auf seinem Ärmel und sein Posten hinter dem ausladenden Pult bedeuten, dass er den Oberbefehl über diesen Teil der Wache des achten Polizeibezirks hat, yes Sir. Und es ist ein wirklich wichtiger Job. Von entscheidender Bedeutung. Er ist der Erste, zu dem die Leute Kontakt haben, wenn sie von der Straße hereinkommen, und deshalb kann die Art, wie er mit diesen Leuten umgeht, ihre Beziehung zur Polizei entscheidend beeinflussen, zum Guten oder zum Schlechten. Manchmal muss man mitfühlend sein. Manchmal muss man unnachgiebig sein. Manchmal muss man sich wie ein Arsch verhalten. Jede Situation ist anders, und in einer Stadt wie dieser weiß man nie, was als Nächstes zu dieser Tür hereinspaziert kommt. Jedes Mal, wenn er denkt, er hat schon alles gesehen, spielt sich ein neues und völlig überraschendes Szenario vor seinem Pult ab. Das ist eines der Dinge, die Marcus Wilson an seinem Job liebt.

Wie heute Abend zum Beispiel. Vor einer Stunde kam ein Obdachloser herein und fragte, ob er sich neben seinem Pult zusam-

menrollen und schlafen könne, da dies der einzige Ort sei, an dem er sich sicher fühle. Danach kam eine Frau, die permanenten Polizeischutz für ihr Wohnhaus verlangte, da jede Nacht jemand ein Sauggerät an der Wand ihrer Wohnung anbringen und die ganze Luft herausaugen würde. Und dann, vor fünf Minuten, kam eine Frau, die wollte, dass die Cops ihre Katze verhaften, weil diese die über sie verhängte Ausgangssperre missachtet habe.

Wilson kümmert sich um alle. Ruhig und professionell reagiert er so auf ihre Anliegen, dass sie am Ende den bleibenden Eindruck haben, die Jungs und Mädels in den blauen Uniformen würden sich wirklich für sie interessieren. Wir erfüllen nicht alle irgendwelche Klischees, denkt Wilson. Wir essen nicht alle Donuts und trinken Kaffee und hauen die Leute mit Stöcken und schießen auf unbewaffnete Zivilisten und lassen uns bestechen und kauen Kaugummi. Manche von uns glauben tatsächlich an die drei Worte, die auf der Seite der Streifenwagen stehen. Höflichkeit, Professionalität, Respekt. Genau darum geht es.

Und genau so wird er auch mit dem nächsten Besucher der Polizeiwache verfahren.

Der Mann ist klein. Von Wilsons erhabenem Aussichtspunkt aus wirkt jeder im Raum klein, aber dieser Kerl scheint auf der weniger glücklichen Seite der Ein-Meter-siebzig-Marke zu stehen. Wilson schätzt den Mann auf ungefähr fünfunddreißig Jahre. Er ist blass und blinzelt oft, als wäre er lichtempfindlich. Er trägt eine graue Kapuzenjacke, deren Reißverschluss bis obenhin zugezogen ist, und dunkelblaue Jeans. Seltsamerweise gehen die Schnürsenkel seiner grünen Turnschuhe nicht durch die Löcher, sondern sind um die Schuhe gewickelt, laufen ein paar Mal unter der Sohle durch und sind oben fest zugebunden. Während er auf das Pult zukommt, hebt der Mann immer wieder seine Hand und kratzt sich wie wild hinterm Ohr, wie ein Hase oder eine Katze. Bloß dass die es mit dem Hinterbein machen.

Es geht wieder los, denkt Wilson. Wieder so ein komischer Kerl. Ich könnte ein Buch über die Typen schreiben, die hier reinmarschieren.

Der Mann kommt geradewegs auf sein Pult zu, hält den Blick aber gesenkt. Nur ein- oder zweimal hebt er ihn kurz, um Wilson anzusehen.

»O Gott«, sagt der Mann, bevor er wieder abdreht. Er steuert auf die andere Seite des Raumes zu und geht an der gegenüberliegenden Wand entlang, während er vor sich hin murmelt und sich hinterm Ohr kratzt.

Kein Problem, denkt Wilson. Ich bin ein beeindruckender Anblick. Auf manche Leute wirke ich ziemlich einschüchternd.

Wilson ist ein großer Mann mit einem breiten Schädel. Er findet, er sieht aus wie ein überdimensionierter Yaphet Kotto. Mit dem entsprechenden Gesichtsausdruck kann er ziemlich fies wirken. Er weiß aber auch, dass er, wenn er das richtige Lächeln aufsetzt, wie ein großer weicher Teddybär aussieht. Kinder lieben ihn, wenn er so lächelt. Vielleicht ist jetzt der richtige Zeitpunkt für dieses Lächeln.

Der Mann kommt, immer noch vor sich hin murmelnd, zurück. Den Blick auf den Boden gerichtet. »O Gott. Ogottogottogott. Das ist schlimm, das ist schlimm, das ist schlimm. Ich kann das nicht.« Der Mann wendet sich wieder ab und fängt an, davonzuschlurfen.

Wilson seufzt. »Sir? Entschuldigen Sie. SIR!«

Der Mann bleibt stehen, den Rücken noch immer zu Wilson gewandt. »Jetzt bin ich in Schwierigkeiten. Großen Schwierigkeiten. Ja, Sir. Großen, großen Schwierigkeiten mit einem großen, großen Sergeant. O je.«

Wilson bemerkt, dass zwei Streifenbeamte aufgetaucht sind und gegen die Anschlagtafel gelehnt dastehen, um sich den Spaß anzusehen. Okay, denkt er, bleib ruhig. Zeig ihnen, wie man das macht.

»Sir«, sagt Wilson so beschwichtigend wie möglich. »Können Sie sich bitte zu mir drehen?«

Ein paar Sekunden lang tut der Mann gar nichts. Wilson macht den Mund auf, um seine Aufforderung zu wiederholen, bemerkt dann aber eine minimale Bewegung: Der Mann dreht sich auf seinem Fuß ein klein wenig nach rechts. Dann folgt er seiner Bewe-

gung mit dem anderen Fuß. Dann wieder der erste Fuß. Langsam wiederholt der Mann diese Bewegung, bis er sich, Stück für Stück, ganz herumgedreht hat.

Das könnte etwas länger dauern, denkt Wilson. Sei nett zu dem Kerl. Zeig ihm, wie freundlich wir hier alle sind. Eine große, glückliche Familie. Willkommen, Bruder, in unserer freundlichen Polizeiwache. Der Kirschkuchen ist fast fertig, und bis dahin können wir Ihnen eine Auswahl an köstlichen Getränken anbieten. Nehmen Sie einfach Platz, Bruder, und erzählen Sie uns, was Sie auf dem Herzen haben.

»Gut«, sagte er. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, okay? Sir? Könnten Sie mich bitte ansehen?«

Der Mann hebt seinen Kopf einige Millimeter, aber sein Blick klebt weiter am Boden.

»Genauso«, sagt Wilson. »Heben Sie Ihren Kopf ... Noch ein bisschen ... Gut. Jetzt sehen Sie mich an.«

Der Mann blinzelt wie wild, als ob er sich extrem anstrengen müsste. Nach einem großen inneren Kampf schafft er es endlich, seinen Blick auf Wilsons Gesicht zu richten.

Jetzt, denkt Wilson. Tu es. Lächle.

Er tut es. Das breiteste, albernste Grinsen, das man sich nur vorstellen kann. Das Grinsen, das seine Kinder in wildes Gelächter ausbrechen lässt.

»Uaaah!«, schreit der Mann, mit blankem Entsetzen auf seinem Gesicht. Er dreht sich um und hastet davon, zurück zur sicheren Wand.

Wilson hört auf zu grinsen. Verdammt. Langsam wird es lächerlich. Er hört die Streifenbeamten vor Lachen prusten und dreht sich nach rechts, wo die beiden stehen und sich prächtig amüsieren. Er setzt sein fieses Gesicht auf, und augenblicklich verwandeln sie sich in die Ernsthaftigkeit in Person. Einer von ihnen nimmt es als Stichwort, sich nützlich zu machen, und schlendert hinüber zu dem Mann.

»Hallo, Kumpel. Alles in Ordnung mit Ihnen? Kommen Sie, wir gehen da rüber und regeln die Sache.«

Als Reaktion drängt sich der Mann dichter an die Wand und presst seine Stirn dagegen. Er murmelt weiter vor sich hin.

»Hey«, sagt der Beamte jetzt etwas forscher. »Hören Sie, was ich zu Ihnen sage?« Er streckt seine Hand aus und legt sie dem Mann auf die Schulter.

Großer Fehler.

Der Mann kreischt auf und wirbelt von der Wand weg. Er hält sich die Schulter, wo der Cop ihn gerade berührt hat. Führt sich auf, als wäre er gerade angeschossen worden. Erschrocken springt der Cop zurück und greift nach seiner Waffe. Sein Partner stürmt herbei, die Hand ebenfalls auf der Waffe.

»Er hat mich geschlagen«, schreit der Mann. »Er hat mich geschlagen. 10-34. Ich werde angegriffen. 10-34.«

Er kreischt und schreit weiter, während die beiden Beamten ihn vorsichtig umkreisen. Wilson hebt die Hände als Zeichen für die beiden Streifenpolizisten, ruhig zu bleiben. Dann fordert er sie winkend dazu auf, sich zurückzuziehen. Langsam treten die Cops den Rückzug an.

»Hey«, sagt Wilson. »Hey, Mister. Kommen Sie hierher. Ich werde Ihnen nicht wehtun. Wollen Sie, dass ich die beiden Cops hier wegschicke?«

Der Mann wirft einen Blick zu Wilson, dann zu den beiden Uniformierten. »Ja«, sagt er, während er seine Hand immer noch auf seine imaginäre Wunde presst. »Weg. In den Knast. Stecken Sie sie in den Knast. 10-34.«

Mit einem Nicken bedeutet Wilson den Cops zu verschwinden. Sie schauen ihn fragend an, doch Wilson hält ihrem Blick stand, bis sie seiner Aufforderung nachkommen und im Aktenarchiv verschwinden.

»So«, sagt Wilson. »Haben Sie gesehen, was ich für Sie getan habe?«

»Ja.«

»Ich hab sie rausgeworfen, stimmt's?«

»Ja.«

»Jetzt sind nur noch Sie und ich da, richtig?«

»Ja. Sie und ich. Ich und Sie. Ich und der große Sergeant.«

Wilson kann sehen, wie der Mann mit jeder Sekunde ruhiger wird, und er winkt ihn zu sich her.

»Kommen Sie ein bisschen näher, Kumpel. Reden Sie mit mir. Erzählen Sie mir, was los ist.«

Der Mann schiebt sich Stück für Stück näher zum Pult, wobei er seine Augen nun öfter hebt als zuvor. Wilson beschließt, es nicht noch einmal mit dem Lächeln zu versuchen, doch er hat noch einen anderen Trumpf im Ärmel.

»Mögen Sie ein Bonbon? Ich habe Bonbons hier.«

Er holt eine Plastikschale hervor, die er immer unter dem Pult stehen hat, falls Kinder in die Wache kommen, auch wenn sie regelmäßig im Vorbeigehen von den Kollegen geplündert wird, sobald er nicht hinsieht. Er hält sie schräg, damit der Mann ihren Inhalt sehen kann.

»Greifen Sie ruhig zu.«

Der Mann reckt seinen Hals und wirft einen Blick in die Schale. Er scheint interessiert, doch dann zieht er seinen Kopf zurück und schüttelt ihn.

»Fünf blaue, sieben rote, dreizehn gelbe. Alles Primzahlen. Primzahlen sind gut, aber Sie sind ein Fremder. Keine Süßigkeiten von Fremden annehmen. Erst wägen, dann wagen. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.«

Verwirrt wirft Wilson einen Blick in die Schale, dann stellt er sie wieder auf das Pult. So hat noch niemand reagiert.

»Also ist es, weil ich ein Fremder bin? In Ordnung, dann ändern wir das. Mein Name ist Sergeant Marcus Wilson. Wie hört sich das an? Sind wir jetzt Freunde?«

Der Mann kratzt sich wieder. Dann hält er seine Hand hoch und fängt an, jede Fingerspitze mit dem Daumen zu berühren, immer und immer wieder.

»Eins-drei-sieben-eins«, sagt er.

»Wie bitte?«

»Eins-drei-sieben-eins.«

Wilson nickt. »Ja, das ist die Nummer meines Abzeichens. Was ist damit?«

»Dreizehn-sieben-eins. Dreizehn ist eine Primzahl. Einundsiebzig ist eine Primzahl. Sieben ist auch eine Primzahl. Dreizehn mal sieben macht einundneunzig. Wenn man die Eins ans Ende setzt, haben wir neun-eins-eins. Die Notrufnummer ist neun-eins-eins. Nine-Eleven – der Angriff auf das World Trade Center. Neunhundertelf ist auch eine Primzahl.«

Wilson kann sich nicht erinnern, was eine Primzahl ist, aber er nickt anerkennend. »Das ist ziemlich gut. Sie mögen wohl Zahlen, stimmt's?«

»Ich mag Zahlen.«

»Sind Sie deshalb hier? Hat es was mit Zahlen zu tun?«

»Nein. Ich weiß nicht.«

Der Mann hat angefangen, sich zu wiegen. Er berührt immer noch seine Fingerspitzen mit dem Daumen, doch nun wiegt er sich auch noch vor und zurück.

»Gut, es geht also nicht um Zahlen. Sie wissen, was das hier für ein Ort ist, oder? Sie wissen, wo Sie sind?«

»Ja. Eine Polizeiwache. Neun-eins-eins. Notruf, wie können wir Ihnen helfen?«

»Richtig, das hier ist eine Polizeiwache. Haben Sie einen Notfall? Wollen Sie ein Verbrechen melden?«

Das Wiegen wird schneller. Wilson hat das Gefühl, dass der Mann immer aufgeregter wird. Dass er kurz davor ist, wieder auszuflippen.

»Hey«, sagt er. »Alles in Ordnung. Wir sind da, um Ihnen zu helfen. Erzählen Sie mir einfach, was das Problem ist, dann sehen wir, ob wir es für Sie lösen können, okay?«

»Ja. O Gott. O Gott. Es ist schlimm, es ist schlimm.«

Er wird noch unruhiger. Ein paar Sekunden noch, und er wird sich wieder an die Wand flüchten.

»Hat Ihnen jemand wehgetan? Ist es das? Oder haben Sie vielleicht etwas gesehen? Jemand hat etwas Böses getan und Sie haben es gesehen?«

Der Mann fängt wieder an, sich zu kratzen. Dieses Mal fuchteln beide Hände wie wild hinter den Ohren.

Wilson ist sich nicht sicher, was er tun soll. Etwas sagen oder lieber still bleiben? Mit welcher Strategie läuft er weniger Gefahr, den Mann zum Ausrasten zu bringen?

Doch dann hört der Mann plötzlich auf, seine Ohren zu bearbeiten. Keuchend hebt er eine Hand zum Reißverschluss seiner Jacke. Lässt sie wieder fallen, hebt sie wieder an.

Wilson beobachtet ihn, nun doch etwas beunruhigt. Jahrelange Übung und Erfahrung haben ihn gelehrt, vorsichtig zu sein mit Leuten, die plötzlich unter ihre Kleidung greifen. Besonders mit Leuten, die nicht zurechnungsfähig zu sein scheinen.

»O Gott«, sagt der Mann wieder. Er holt tief Luft, als ob er gerade eine Entscheidung getroffen hätte. Dann greift er nach dem Reißverschluss, zieht ihn ganz nach unten und öffnet seine Jacke.

Wilson's Augen weiten sich bei dem Anblick. Das ändert alles. Wilson hatte angefangen zu glauben, dass nichts bei dieser Sache herauskommen würde. Eine weitere amüsante, aber harmlose Begebenheit auf der Liste des heutigen Abends. Aber das hier – das ist anders. Die Situation hat gerade eine ernste Wende genommen, die er nicht ignorieren kann.

Das T-Shirt des Mannes ist blutgetränkt.

»Sir«, sagt Wilson. »Sind Sie verletzt?«

»N-n-nein. O Mann.«

»Wessen Blut ist das dann?«

Die Kiefer des Mannes mahlen, seine Augenlider flattern, während er versucht, die Worte herauszubringen.

»Es ist von meiner ... Es ist von meiner M-m-mutter.«

»Von Ihrer Mutter? Es ist das Blut Ihrer Mutter?«

»Ja. Das Blut meiner Mutter. Sie ist tot. Ich habe sie umgebracht.«

22.36 Uhr

»Was? Was haben Sie gesagt?«

»Ich will, dass du jemanden tötest, Erin.«

Sie hat ihn schon beim ersten Mal richtig verstanden, und es noch mal zu hören, macht es nicht wirklich leichter, es zu glauben.

»Wovon reden Sie da? Das ist verrückt.«

Die Stimme bleibt ruhig. *»Ich finde nicht, dass es verrückt ist. Ich finde, es ist ein guter Deal. Wenn du dein Kind lebend wiedersehen möchtest, dann musst du genau das tun.«*

Sie schüttelt den Kopf. Das muss ein Witz sein. Ein Test. Er provoziert mich. Versucht herauszufinden, wie weit ich zu gehen bereit bin. Er erwartet nicht wirklich, dass ich dem zustimme.

Sie stößt ein freudloses Lachen aus. Lässt ihn wissen, dass sie seinen kranken Humor zu schätzen weiß.

»In Ordnung, können wir jetzt bitte ernst werden? Ich will meine Georgia zurück.«

»Ja, ich weiß, dass du das willst. Und deshalb gebe ich dir diese Chance. Es ist mir absolut ernst.«

Nein. Nein. Das ist wahnsinnig. Das kann er nicht ernst meinen. Niemand, der halbwegs bei Verstand ist, würde so etwas vorschlagen.

»Sie wollen, dass ich jemanden umbringe? Sie schlagen ernsthaft vor, dass ich einen anderen Menschen töte?«

»Nur, wenn du Georgia wirklich so dringend zurückhaben willst, wie du behauptest. Wenn du sie liebst, dann beweis es. Ihr Leben gegen das Leben eines anderen. Ist es so schwer für eine liebende Mutter, diesem Deal zuzustimmen?«

»Ja. Ja, das ist es. Es würde jedem schwerfallen, dem zuzustimmen. Es würde mir auch noch schwerfallen, wenn Sie zehn meiner Kinder geraubt hätten. Sie verlangen von mir, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen. Verstehen Sie, wie abstoßend

dieser Gedanke für mich ist? Haben Sie irgendeine Vorstellung davon, wie fremd mir dieser Gedanke ist?»

»Wirklich? Du überraschst mich. Das entspricht nicht dem Eindruck, den ich von dir habe.«

Das lässt sie innehalten. Eindruck? Was für ein Eindruck? Er konnte ihr doch gerade mal ein paar Minuten über ein Mikrofon zuhören.

»Das liegt daran, dass Sie mich nicht kennen. Sie wissen überhaupt nichts von mir.«

»Tatsächlich weiß ich mehr von dir, als du denkst. Ich habe dich nicht zufällig ausgesucht, Erin. Du bist auserwählt.«

Ein kalter Schauer durchläuft ihren Körper. Die Situation, in der sie sich befindet, ist auch ohne die Andeutung, dass alles noch viel tiefer gehen könnte, verstörend genug.

»Was meinen Sie mit auserwählt? Ich verstehe nicht. Wie wurde ich auserwählt?«

»Ich kann nicht ins Detail gehen. Es genügt, wenn du weißt, dass du aufgrund deines Potenzials auserwählt wurdest.«

Moment. Was? Er redet, als ob sie Gegenstand einer Art Experiment wäre. Als ob sie ihr ganzes Leben unter einem Mikroskop verbracht hätte, ohne es zu wissen.

»Wer hat mich auserwählt? Sie? Und wie? Sie meinen, Sie haben mich beobachtet?«

So viele Fragen. In ihrem Kopf tobt ein Wirbelsturm von Fragen. Nichts davon ergibt Sinn. Nichts davon ist glaubhaft. So etwas kann einfach nicht wirklich passieren.

»Wie ich schon sagte, Erin, ich kann nicht ins Detail gehen. Aber du bist definitiv die Richtige für diese Sache. Ich weiß, dass du das Zeug dazu hast.«

»Nein. Sie sehen mich ganz falsch. Ich weiß nicht, was Sie über mich gehört haben. Ich weiß nicht, was für Nachforschungen Sie über mich angestellt haben. Aber Sie haben die Falsche ausgesucht. Es spielt keine Rolle, womit Sie mir oder meinem Baby drohen. Ich kann das, was Sie von mir verlangen, einfach nicht tun. Es tut mir leid.«

Sie hört ein leises Lachen aus ihrem Ohrstöpsel.

»O Erin, du bist wirklich einmalig! Du bist genau die Richtige. Eben weil du glaubst, du könntest es nicht tun, passt du so gut. Es wird dir guttun, glaub mir. Es wird eine innere Stärke zutage fördern, von der du noch nicht einmal weißt, dass du sie besitzt. Du wirst viele neue Seiten an dir entdecken.«

Er ist wahnsinnig. Muss wahnsinnig sein. Er klingt ruhig und rational, aber er muss den Verstand verloren haben. Es ist zu verrückt, um es in Worte zu fassen. Warum tut er das? Was für Motive kann er haben, wenn er nicht wahnsinnig ist?

»Ich will keine neuen Seiten entdecken. Ich bin zufrieden mit mir, wie ich bin. Ich will einfach mein Leben weiterleben. Nur ich und meine Kleine. Bitte, wenn Sie Georgia wirklich haben, sollten Sie sie mir zurückgeben. Ich werde niemandem etwas erzählen. Geben Sie sie einfach zurück, und wir vergessen das Ganze. Okay?«

»Erin, Erin, Erin.« Die Stimme klingt nun herablassend. Sie fühlt sich wie ein ungezogenes Kind, das seine Lektion lernen muss. *»Hör auf damit. Du kannst es nicht ungeschehen machen. Es ist, was es ist. Heulen und Betteln wird nichts ändern. Außerdem ist das unter deiner Würde. Fang an, mir etwas von der Stärke zu zeigen, von der ich gesprochen habe.«*

Eine Welle des Zorns überrollt Erin plötzlich. »NEIN!«, schreit sie. Sie springt auf, greift nach ihrem Jackenaufschlag und hält sich die Brosche dicht vor den Mund. »NEEEIN! Sie geben mir jetzt sofort mein Kind zurück, Sie dreckiges Stück Scheiße! Hören Sie mich, Sie Hurensohn? Geben Sie mir mein Baby zurück, oder ich schwöre bei Gott, dass ich Sie finde und umbringe. Hören Sie, was ich sage, Sie Schwanzlutscher?«

Sie steht da und schnappt nach ihrem Ausbruch nach Luft. Tränen des Zorns brennen in ihren Augen und strömen über ihre Wangen.

»Meine Güte. Was für ein dreckiges Mundwerk du hast, wenn du dich ärgerst. Aber weißt du was? Ich glaube dir, was du da sagst. Ich glaube, dass du mich auf der Stelle umbringen würdest, wenn du

dann dein Baby zurückkriegen würdest. Siehst du? Du kannst es. Du kannst für dein Kind töten. Du hast den ersten entscheidenden Schritt getan.«

»Sie können mich mal«, sagt sie. »Ich habe genug davon, Ihrem Schwachsinn zuzuhören. Ich werde die Cops rufen. Sie können zusehen, wenn Sie wollen. Wenn es Sie anmacht, mich zu beobachten, dann schauen Sie mir zu, Sie Arschloch.«

Sie läuft hinüber zum Telefon. Nimmt den Hörer ab. Hält ihn vor die Brosche.

»Sehen Sie das? Sehen Sie, was ich tue?«

»Erin, leg den Hörer auf.« Die Stimme hat einen schneidenden Unterton bekommen. Einen Unterton, der bedrohlich klingt.

»Passen Sie auf. Sehen Sie das? Ich wähle die Neun. Sehen Sie, wie ich die Taste drücke?«

»Erin, das ist Unsinn. Du verhältst dich kindisch.«

»Jetzt eine Eins. Sehen Sie es? Können Sie sehen, was ich hier tue? Ihr Spiel ist aus, Mister. Geben Sie auf, oder Sie stecken mächtig in der Scheiße.«

»Erin, ich werde dich nicht noch mal warnen. Das ist deine letzte Chance.«

»O ja? Letzte Chance für was? Was wollen Sie tun? Jetzt haben Sie Angst, oder? Das Blatt hat sich gewendet. Sehen Sie mir zu? Nur noch eine Ziffer. Sind Sie bereit, Sie feiges Schwein?«

»Erin, wenn du diesen Anruf machst, wirst du es den Rest deines Lebens bereuen.«

Erin drückt die Taste. Tut es mit großem Nachdruck, um ihm zu zeigen, dass sie keine Angst vor ihm hat. Jetzt hat sie die Oberhand.

»Jetzt muss ich nur noch die Wähltaste drücken. Sehen Sie? Diese hier.«

Ihr Zeigefinger schwebt über der Taste – die mit dem kleinen grünen Telefonhörer drauf.

Und dann sagt der Mann etwas, das sie mitten in der Bewegung innehalten lässt.

Er sagt: »Willst du deinem Baby wehtun? Willst du das wirklich?«

»Was?«

»Denn ich werde ihr wehtun. Wenn du diesen Anruf machst, werde ich deinem Kind sehr wehtun.«

Sie starrt auf den Telefonhörer. Ihr Finger schwebt immer noch über der Wähltaste, aber jetzt zittert er. Und über die Kamera kann der Mann sehen, dass er Zweifel in ihrem Kopf gesät hat.

»Sie bluffen. Sie würden keinem Baby wehtun. Niemand würde einem kleinen Baby wehtun.«

»Ah, siehst du, da liegst du falsch. Dieses Kind mag zwar alles für dich bedeuten, mir aber bedeutet es überhaupt nichts. Es ist ein Mittel zum Zweck, mehr nicht. Mir ist es vollkommen egal, ob es ein glückliches Leben hat oder eines sehr qualvollen Todes stirbt.«

Erin zaudert. Was soll ich tun? Wenn ich diesen Anruf jetzt abbreche, hat er gewonnen. Er wird wissen, wie schwach ich bin. Ich kann nicht zulassen, dass er sich für stärker hält als mich.

»Wissen Sie was? Ich glaube, dass Sie lügen. Ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob Sie wirklich meine Kleine haben. Sie könnte genauso gut auch längst tot sein. Und selbst wenn Sie sie haben, würden Sie ihr nicht wehtun. Denn wenn Sie ihr auch nur ein Haar krümmen, ist diese Unterhaltung beendet. Ich werde den Ohrstöpsel herausziehen und die Brosche zertreten und Ihr Spielchen wird vorbei sein. Der einzige Grund, aus dem ich noch mit Ihnen rede, ist, Ihnen die Chance zu geben, die Dinge wieder geradzurücken. Sie haben drei Sekunden. Danach rufe ich die Cops. Was sagen Sie dazu?«

Sie hört ein kurzes Geräusch, das sich anhört, als ob er in die Hände klatscht. *»Bravo. Netter Versuch. Du hast wirklich Eier in der Hose, Erin. Genau deshalb habe ich dich ausgewählt.«*

»Drei«, sagt sie.

»Wird nur nicht funktionieren. Nicht bei mir. Es hat keinen Zweck, dagegen zu kämpfen.«

»Zwei.«

»Aber vielleicht ist es das Beste. Wir brauchen einen guten Start miteinander. Müssen die Spielregeln festlegen. Vielleicht ist das eine Lektion, die du auf die harte Tour lernen musst, damit wir in Zukunft besser zusammenarbeiten können.«

»Eins.«

»Okay, Erin. Wenn es das ist, was du willst. Du hast die Wahl. Was soll es sein? Georgias Finger? Ihre winzigen Zehen? Vielleicht ihre leuchtend blauen Augen? Was meinst du? Welchen Teil von ihr wirst du opfern?«

Tränen strömen ihr über die Wangen. Ihr Finger zittert unkontrollierbar über dem Telefonhörer. Ich kann das nicht, denkt sie. Ich kann Georgia nicht in Gefahr bringen. Aber ich muss es tun. Es ist der einzige Weg, sie zu retten. Ich muss es tun. Bitte, bitte, bitte, lass es die richtige Entscheidung sein.

Sie drückt die Wähltaste. Hebt den Hörer an ihr Ohr.

»O Erin.«

Seine Stimme in einem Ohr, die mit ruhiger Entschiedenheit spricht. Das Tuten des Telefons im andern Ohr. Bitte geht ran. Geht an das verdammte Telefon.

Und dann hört sie ihn.

Den Schrei.

Das schrille Kreischen ihres Kindes.

Sie hat Georgia Tausende Male schreien gehört, und sie weiß, dass sie es ist – weiß es ohne den geringsten Zweifel. Aber dieser Schrei zerreißt sie. Er schießt durch ihr Ohr in ihren Kopf, hinunter zu ihrem Herzen und in ihre Eingeweide, zerreißt sie innerlich, während er durch ihren Körper rast. Und alles, was sie denken kann, ist: Nein, nein, nein, was habe ich getan? Und sie lässt den Hörer fallen und schreit. Schreit, dass er aufhören soll, während sie nach dem Hörer tastet. Fleht ihn an, ihrem Baby nicht wehzutun. Sehen Sie, ich beende den Anruf. Können Sie es sehen? Bitte sagen Sie mir, dass Sie es sehen. Bitte hören Sie auf, Georgia wehzutun. Sie ist doch noch ein Baby. Bitte aufhören. Bitte. Bitte!

Und dann liegt sie auf dem Boden und schreit und weint und wünscht sich, der Boden unter ihr würde sich einfach auftun und sie verschlucken und ihrem Leben ein Ende setzen, wegen dem, was sie ihrem armen kleinen Baby angetan hat.

23.05 Uhr

Wenn er könnte, würde Detective Callum Doyle jetzt nach Hause gehen. Aber er kann nicht. Seine Schicht dauert noch knapp zwei Stunden. Um vier Uhr nachmittags hat er angefangen und kann nicht vor ein Uhr nachts Schluss machen.

Die unchristlichen Arbeitszeiten gehören zu den negativen Seiten an seinem Job als New York City Detective. Doyle findet es schade, dass die Kriminellen dieser schönen Stadt sich noch nicht an die tausend Mal angenehmeren Arbeitszeiten von neun bis siebzehn Uhr angepasst haben, an die jeder vernünftige Mensch sich hält. Vielleicht sollten sie eine Gewerkschaft gründen. In Streik treten. Die Bruderschaft der Verbrecher ist in dieser Hinsicht wirklich benachteiligt.

Doch heute scheint es, als hätten sie endlich Vernunft angenommen. Entweder das, oder sie sind alle zusammen zu einer Konferenz irgendwohin gefahren. Es war eine tödlich ruhige Schicht an einem tödlich ruhigen Tag. Die Weihnachts- und Neujahrsfestivitäten sind endgültig vorüber, kaum noch Saufgelage, kaum noch Selbstmorde. Die beiden Enden des Glücksspektrums wurden abgelöst von einer gemäßigten Mitte von Leuten, die wieder zu ihrem Alltagstrott zurückgefunden haben. Doch die Flaute ist von vorübergehender Natur. Bald wird die kurze Atempause, für die die Feiertage gesorgt haben, vergessen sein, und die Leute werden dort weitermachen, wo sie davor aufgehört haben. Sie werden ihre Fehden wieder aufnehmen, ihren Hass, ihre Habgier, ihre Engstirnigkeit wieder aufflammen lassen, Konflikte neu entfachen. Alles wird wieder sein wie immer. Als wäre die Botschaft von Weihnachten mit Zaubertinte geschrieben, die nach kurzer Zeit von selbst wieder verschwindet.

Doyle kann es kaum erwarten.

Was nicht bedeutet, dass Doyle weniger Liebe für seine Nächs-

ten empfinden würde als der Rest der Menschheit. In einer perfekten Welt wäre er der Erste, der für die Abschaffung der Polizei stimmen würde. Er wäre der Erste, der sich bereit erklären würde, auf jegliche weiteren Morde, Vergewaltigungen, Raubüberfälle, Körperverletzungen und andere Ausdrucksformen des Bösen zu verzichten. Aber wir leben nun mal in keiner perfekten Welt, oder? Diese Dinge geschehen, und wenn sie schon geschehen müssen, dann doch bitte während Doyles Schicht, denn im Augenblick langweilt er sich zu Tode. Er hat keine Lust mehr auf Papierkram, er hat keine Lust mehr auf Anrufe von irgendwelchen Verrückten, die einen Außerirdischen unter ihrem Bett melden wollen, er hat keine Lust mehr, sich krampfhaft für Dinge interessieren zu müssen, die ihm einfach am Arsch vorbeigehen.

Und er ist nicht der Einzige, dem es so geht. Wenn er sich im Büro umschaute, sieht er, wie seine Kollegen gähnen, sich strecken und kratzen. Sie können noch nicht mal Spuren in aktuellen Fällen nachgehen. Um diese Uhrzeit sind die Leute nicht wirklich begeistert, wenn die Polizei anruft und wissen will, was sie gesehen oder gehört oder getan haben. Sie wollen ins Bett. Wenn man Leute um diese Zeit befragen will, sind sie nur gereizt und unkooperativ.

Rachel, sein Frau, wäre wahrscheinlich auch genervt, wenn er sie noch mal anriefe. Vor nicht mal einer Stunde hat er mit ihr gesprochen. Wie auch eine Stunde davor. Und noch eine Stunde davor. Sie hat ihn gleich durchschaut und gemeint: »Du kannst kein Guthaben anhäufen, verstehst du? Nur weil du dauernd anrufst, wenn du sonst nichts zu tun hast, heißt das nicht, dass du es in den anderen Nächten lassen kannst. Diese Rechnung geht nicht auf. So sind nun mal die Spielregeln.«

Damit hat sie ihn zum Lächeln gebracht, doch auch wenn er keinen Einspruch erhoben hat, sind seine Anrufe nicht nur der Langeweile geschuldet gewesen. Das ist das Problem mit den Spätschichten: Man verpasst wertvolle Familienzeit. Das gemeinsame Abendessen. Amy ins Bett bringen. Früher am Abend hat Amy ihm erzählt, dass sie mit dem neuen Bastelset, das sie zu Weihnachten bekommen hat, eine Blume gebastelt hat. Für jeden

anderen wäre diese Nachricht unbedeutend, doch Doyle fand sie spannend. Aufmerksam lauschte er der piepsigen Stimme seiner Tochter und sagte ihr, wie klug sie sei und dass er es kaum erwarten könne, die Blume zu sehen. Und sie sagte ihm, sie würde sie neben ihr Bett legen, damit er sie anschauen könne, und er wünschte, er könnte bei ihr sein, mit ihr auf dem Bett sitzen und die schöne Blume betrachten, die sein Kind gebastelt hatte.

Und manchmal, wenn er so melancholisch wird wie jetzt, denkt er darüber nach, wie er seine Familie im Stich gelassen hat. Er denkt an die vielen schrecklichen Dinge, die er getan hat. Dinge, zu denen das Töten und Verstümmeln anderer Menschen gehören. Dinge, von denen er niemandem erzählen kann. Dinge, die er sich selbst kaum eingestehen kann. Er weiß, dass diese Dinge ihn verändert haben, und manchmal macht er sich Sorgen, dass er sich selbst verliert, dass er seine Familie verliert. Und dann bekommt er Angst.

Scheiße!

Zu viel Zeit zum Nachdenken, das ist das Problem. Komm wieder runter, Mann.

Er räuspert sich. Steht von seinem Schreibtisch auf. Lässt seine Schultern kreisen und schüttelt die Verspannung aus seinen Armen. Er hat die letzte Stunde damit zugebracht, Abschlussberichte zu Beschwerdefällen zu tippen – eine Aufgabe, die er hasst –, und sein Kreuz fühlt sich komplett verschoben an. Wahrscheinlich ist sein Körper einfach nicht für den Dienst am Schreibtisch geschaffen. Er ist dafür gemacht, in Bewegung zu sein, Dinge zu tun. Als er noch jünger war, hat er geboxt. Er war gut, wenn auch nicht gut genug. Nicht gut genug, um Karriere damit zu machen. Aber er hat nie damit aufgehört, zu trainieren. Er joggt noch immer, macht noch immer Sit-ups und Liegestütze und bearbeitet noch immer seinen Boxsack. Und all das tut er nicht mit dem Ziel, um besser mit den Anforderungen der Schreibtischarbeit klarzukommen.

Doyle nimmt den Kaffeebecher von seinem Tisch. Er ist ein Geschenk von Rachel und hat ein Bild von Popeye darauf.

»Popeye«, so hat sie ihm damals erklärt, »weil du Doyle bist. Popeye Doyle? Aus *Brennpunkt Brooklyn*?«

Worauf er antwortete: »Danke, Olivia. Wo ist mein Spinat?«

Er schlendert hinüber zu Tommy LeBlanc, der sich gerade starken schwarzen Kaffee eingießt. Er stellt seinen Becher neben den von LeBlanc.

»Einmal volltanken bitte«, sagt er.

LeBlanc lächelt. »Normal oder Super?«

»Die höchste Oktanzahl, die du hast.«

LeBlanc hält die Kanne über den Becher und stoppt mitten in der Bewegung. »Brauchst du das wirklich? Bei der Aufregung, die hier herrscht?«

Doyle zuckt mit den Schultern. »Was soll ich sagen? Ich lebe gern am Limit.«

Vor gar nicht langer Zeit waren Doyles Unterhaltungen mit LeBlanc nicht so friedlich und entspannt wie jetzt. LeBlanc ist der jüngste und am wenigsten erfahrene Detective des achten Polizeibezirks. Das allein macht ihn nicht zu einem schlechten oder untauglichen Cop, und tatsächlich denkt Doyle inzwischen, dass er das Zeug zu einem hervorragenden Detective hat. Vor ein paar Monaten aber war sein Eindruck von LeBlanc der eines arroganten, modebesessenen Grünschnabels, der keine Ahnung von nichts hat. Womit er, wie Doyle inzwischen zugibt, komplett daneben lag. Der Grund für Doyles Überzeugung war LeBlancs regulärer Partner, ein Mann namens Schneider, der Doyle nicht ausstehen kann. Es handelte sich um einen Fall von Sippenhaft – ein Trugschluss, der ungefähr so ging: Schneider hasst Doyle; Schneiders Partner ist LeBlanc; deshalb hasst auch LeBlanc Doyle. Und ohne jeglichen Beweis, dass dieser Kettenschluss auf irgendwelchen Tatsachen beruhte, ging Doyle in die Defensive und steckte LeBlanc in die Schublade der »Feinde«.

Die Dinge spitzten sich zu, als Doyle und LeBlanc letzten Oktober zum ersten Mal als Partner an einem Fall arbeiten sollten. Ihre Zusammenarbeit war von Anfang an alles andere als harmonisch. Doyle tat sein Bestes, LeBlanc nicht mit einzubeziehen.

Er ließ ihn noch nicht mal an seinen Gedankengängen teilhaben. Es war der Sache nicht gerade zuträglich, dass dieser Fall, bei der es um die Folterung und Tötung eines jungen Mädchens ging, Doyle fast in den Wahnsinn trieb und dass der Mann, den er für den Mörder hielt, es meisterlich beherrschte, Doyles Leben zur Hölle zu machen. Ein Partner, dem er hätte vertrauen und auf den er sich hätte verlassen können – das weiß er jetzt –, wäre unheimlich hilfreich gewesen.

Doyle ist das alles bewusst. Er hat es vermasselt. Er hat einen Fehler gemacht. Er hat sich wie ein Arschloch aufgeführt.

Aber aus schlechten Situationen kann Gutes entstehen. Und was aus dieser entstanden ist, ist die Erkenntnis, dass unter LeBlancs schickem Anzug und der schmalen Krawatte und der trendigen Brille und den gelbten blonden Haaren ein ganzer Kerl mit Eiern in der Hose steckt. Ein Kerl mit einem moralischen Kompass, der trotz der bösartigen Anziehungskraft, die von Leuten wie Schneider ausgeht, in die richtige Richtung weist.

Kurzum, Doyle hat Gefallen an LeBlanc gefunden. Er würde sich freuen, wenn er wieder die Chance bekäme, mit ihm zusammenzuarbeiten, dieses Mal unter zielführenderen Bedingungen.

»Irgendwelche hübschen Spielsachen zu Weihnachten bekommen?«, fragt Doyle.

LeBlancs Lächeln zeigt, dass ihm die Stichelei nichts ausmacht. Seine jugendliche, frische Erscheinung straft die Tatsache Lügen, dass er eigentlich nur ein paar Jahre jünger ist als Doyle.

»Ja. Ich habe eine tolle Eisenbahn bekommen. Wenn du willst, kannst du mal vorbeikommen und damit spielen. Es sind auch kleine Spielfiguren und so dabei.«

»Cool. Ist sie so schön wie unsere U-Bahn? Und gibt es auch einen Taschendieb, einen Obdachlosen, einen Betrunkenen und einen Exhibitionisten im Set?«

»Aber sicher. Es gibt sogar einen kleinen Kerl, der sich in unregelmäßigen Abständen auf die Schienen schmeißt. Alles sehr realistisch.«

Doyle stößt einen übertriebenen Seufzer aus. »Ah, ist die Romantik dieser traditionellen Spielsachen nicht wunderbar? Viel besser als dieser neumodische Schrott.«

Er nimmt einen Schluck von seinem Kaffee und versucht, durch die vor Schmutz starrenden Fenster nach draußen zu spähen.

»Was ist heut nur mit den Leuten los? Wissen sie denn nicht, dass es Dinge da draußen gibt, die man stehlen kann? Menschen, die man überfallen kann? Wenn es so weitergeht, haben wir bald keinen Job mehr.«

LeBlanc macht sich auf den Weg zurück zu seinem Schreibtisch. »Es wird nicht lange so bleiben. Mach das Beste draus. Wenn jetzt was Großes passiert, bist du die ganze Nacht hier. Tipp einfach deine Berichte und stempel aus. Morgen würdest du alles drum geben, dass die Schicht so ruhig ist wie diese.«

Doyle nickt. Weise Worte aus dem Mund eines solchen Jungspunds. Man muss das Heu machen, während die Sonne scheint. Nur dass die Sonne nicht scheint, weil es eine trübe, deprimierende Januarnacht ist und Heu wohl das Letzte ist, was er in einem Büro voller müder, gelangweilter Cops machen wird.

Er seufzt wieder, dieses Mal nicht gespielt, und schleppt sich zurück zu seinem Schreibtisch. Er stellt seinen Kaffeebecher auf einem Guinness-Bierdeckel ab, dann stößt er den Wackelkopf des Plastikkobolds an, den er von seinen Kollegen zum Einstand geschenkt bekommen hat. Weil er Ire ist, ha, ha, ha.

Manchmal fragt er sich, was aus ihm geworden wäre, wenn er in Irland geblieben wäre. Wenn er nicht im zarten Alter von acht Jahren nach New York verschleppt worden wäre. Wäre er trotzdem Polizist geworden? Ein Mitglied der *Gardaí*? Ist er dazu bestimmt, Ordnungshüter zu werden?

Ja, manchmal fragt er sich, ob er das immer noch ist. Ob die Grenze zwischen Gut und Böse immer noch so deutlich ist, wie sie ihm damals schien, als er noch ein hoffnungsvoller junger Mann an der Polizeiakademie war. Die Linie scheint nun viel verschwommener zu sein. Manche Dinge, die er getan hat ...

Sein Telefon klingelt. Er greift nach dem Hörer und drückt auf die blinkende Annahmetaste, bevor ihm irgendein anderer Bastard die Beschäftigung wegschnappen kann.

»Cal? Hier ist Marcus von unten.«

Marcus Wilson. Der Sergeant vom Empfang. Doyle mag Wilson. Er mag auch LeBlanc. Zum Teufel, es kommt Doyle so vor, als würde er im Moment jeden mögen außer den Verbrechern, die heute Abend seine Erwartungen einfach nicht erfüllen.

»Hallo, Marcus, wie geht's?«

»Oh, das Übliche. Du weißt, wie's ist. Stressig wie immer. Oder?«

Doyle runzelt die Stirn. Wie kann es sein, dass Marcus so viel zu tun hat, während wir hier oben sitzen und Däumchen drehen? Wo bleibt da die Gerechtigkeit?

»Ja«, sagt er, »wir sind auch am Rotieren. Was gibt's?«

»Ein ganz aktueller Fall. Hast du Interesse?«

Ob ich Interesse habe? Der ganze Stress hier, keine Verschnaufpause, und er fragt, ob ich Interesse habe?

»Schieß los«, sagt Doyle.